

ERNST KOTZ

Sklaven



Boot aus dem Viktoria-Njansa



Oldtimertools-Verlag Diekholzen

Reprint der Auflage von 1925

Softcover: ISBN 978-3-98979-253-1

1. Auflage des 2024er Reprint der .Auflage von 1925

Titel: Sklaven

Text: Ernst Kotz

Verlag: Oldtimertools-Verlag,

Im Winkel 24,

31199 Diekholzen

www.oldtimertools-verlag.de

Kontakt: vertrieb@oldtimertools-verlag.de

Druck: CPI Druckdienstleistungen GmbH,

Ferdinand-Jühlke-Straße 7, 99095 Erfurt

Verlagshinweis: Wir versuchen bei allen Titeln die Rechte vorher abzuklären, dies ist nicht bei allen Titeln möglich. Sollten es noch Eigentümer von veröffentlichten Titeln/Bildern und der daran gebundenen Rechte geben, so bitten wir um deren Meldung beim Verlag. Der Verlag erklärt sich bereit, den Inhabern der Rechte die üblichen Honorare und Vergütungen zu entrichten.

Inhalt

Geleitwort	
Erstes Kapitel	1
Weiße Sklaven	
Zweites Kapitel	9
Welche Wendung durch Gottes Fügung!	
Drittes Kapitel	18
Unerwartete Erfahrungen	
Viertes Kapitel	24
Allerlei Eindrücke - aber unangenehme	
Fünftes Kapitel	45
Von Schlangen, Leoparden und andern afrikanischen Haustieren	
Sechstes Kapitel	59
O du mein Afrika!	
Siebentes Kapitel	72
Ein Kapitel für Missionsgegner	
Achtes Kapitel	80
Das grausame Joch der Sklaven	
Neuntes Kapitel	97
„Lauter Vettern“	
Zehntes Kapitel	111
Der Neger als Philosoph, Dichter und Denker	
Elftes Kapitel	138
Der gute Ton in Afrika	
Zwölftes Kapitel	147
Der Segen der Äußenen Mission für die Heimat	

Dreizehntes Kapitel

173

Unsre Gehilfen: Peter Gewehrkugel, Jesajas Hundsaffe, Peter der Vornehme und andre

Vierzehntes Kapitel

193

Selig sind, die da Heimweh haben

**Meiner
lieben Frau
und treuen Gefährtin
im afrikanischen
Busch**



Erstes Kapitel

Weisse Sklaven

„Es ist hier kein Unterschied.“

Paulus.



Der Leser mag vielleicht, wenn er den Titel sieht, an die lebendigen Schilderungen des Sklavenlebens in „Onkel Toms Hütte“ gedacht haben: ein grausamer Aufseher schwingt über den Häuptern der armen Neger eine lange Peitsche und treibt sie mit rauen Worten und Schlägen zur Arbeit an. Schon die Vorstellung von etwas Derartigem ist uns unangenehm. Der Begriff der Sklaverei ist unserm freiheitlichen Denken so zuwider, daß wir uns alles, was damit verbunden ist, räumlich und zeitlich möglichst weit wegdenken. Gottlob, bei uns europäischen Kulturvölkern ist sie abgeschafft! Wir wollen weder Sklaven halten, noch viel weniger Sklaven sein! Wir sind frei! . . .

Es ist spät abends . . . Keuchend und fauchend wie ein riesiges Ungeheuer jagt der D-Zug Budapest-Wien durch die Nacht. Die beiden Lichter vorn an der Maschine funkeln wie die Augen eines Raubtieres

im Dickicht des afrikanischen Busches. Es ist, als ob ein Kilometer nach dem andern in seinem unersättlichen Maule verschwände. Ratternd eilt der Zug jetzt an einer Station vorbei. Klagend verhallen die Töne der Signalglocken, als ob sie bedauerten, daß sie zurückbleiben müssen; aber unbekümmert hämmern die Räder weiter auf die Schienen: „Vorwärts, vorwärts! Zeit ist Geld.“ Wenn man genau achtgibt, kann man aus dem Rattern der Räder allerlei Melodien heraushören; aber es sind immer eilige, hastende. Es ist, als ob sie in ihrem Rhythmus den Geist der Zeit in sich aufgenommen hätten: Freude über den ungeheuren Fortschritt der Menschheit im zwanzigsten Jahrhundert und eine immer wieder zutage tretende Angst, etwa für rückständig zu gelten. Mit Eilzugsgeschwindigkeit scheinen wir uns von jenen barbarischen Zeiten zu entfernen, in denen unsere Vorfahren als innerlich unfreie Menschen lebten, unter dem Joch des Aberglaubens und mancherlei Vorstellungen, über die wir heute als vorwärts strebende Menschen nur noch lächeln. Das Joch ist zerbrochen, Wissenschaft, Kultur und Zivilisation, kurzum die Fortschritte auf jedem Gebiete haben es von unserm Halse weggenommen. Wie erleichtert atmen wir auf! Wir sind frei! . . .

In einem bequemen, hell erleuchteten Abteil unseres Zuges sitzen einige Wiener Damen mir gegenüber. Die eine von ihnen hat ihr etwa fünfjähriges Töchterchen bei sich, ein anscheinend sehr kluges und aufgewecktes Kind. Auf Wunsch der Mutter singt es den Mitreisenden einige der neuesten Operettenschlager vor, Melodie und Text gleich gut beherrschend. Alle beeilen sich, nach dieser Probe von Geist und Können der Mutter Komplimente über ein derartig gescheites Kind zu sagen. „Ja,“ erwidert diese darauf, „das ist gerade mein großer Kummer. Ich lebe in beständiger Angst, mein Kind bald zu verlieren, denn man sagt mir immer, daß so fröhreife Kinder nicht lange leben.“ Die andern Damen versuchen die besorgte Mutter zu beruhigen, und eine rät ihr: „Binden Sie nur Ihrem Kinde ein rotes Bändchen um den Arm. Dann kann niemand es besprechen, und Sie brauchen keine Sorge

zu haben.“ . . .

Unaufhaltsam braust der Zug durch die finstere Nacht, und wie höhnend klingt die Melodie der Räder zu uns herauf: Fortschritt, Fortschritt, vorwärts, vorwärts! . . . Sah so der Fortschritt aus? Schlummerte unter der Asche doch noch das alte unruhige Feuer? Waren Kultur und Zivilisation nur ein oberflächlicher Anstrich, der, wenn er absprang, das arme, unter dem Joch der Furcht seufzende Menschenherz erblicken ließ? Ist der Unterschied zwischen Weißen und Negern wirklich so groß, wie es nach außen hin scheint? Meine Gedanken eilten zurück nach Afrika. Ich sah eine schwarze Mutter, wie sie in der Angst um das Kind ihres Herzens zum Medizinmann eilt und eine Zaubermedizin kauft. Die bindet sie ihrem Töchterchen um Hals oder Arm, damit es von niemand besprochen werden kann und so am Leben bleibt. Dann sah ich im Geiste diese modern gekleideten und denkenden Frauen neben der armen Negerin stehen, damit beschäftigt, dem Mädchen ein rotes Band am Arm zu befestigen, aus Furcht, es möchte sonst sterben. Hinter der schwarzen und der weißen Mutter stand der Böse. Ich glaubte seine triumphierenden Worte hören zu können: Ob Weiße oder Schwarze, ob auf primitiver oder höchstentwickelter Kulturstufe stehend, ich habe ihnen mein Joch auf den Nacken gelegt, das nicht zerbrochen werden soll. Ob weiß oder schwarz, sie sind Sklaven, meine Sklaven, Sklaven der Furcht!

Es ist erstaunlich, wie oft man Gelegenheit hat, die Ketten des Aberglaubens und der Furcht an unsren modernen und sich oft so freiheitlich gebärdenden Mitmenschen klirren zu hören. Ich will schweigen von den abergläubischen Gebräuchen, die heute noch in der Christenheit beobachtet werden. Ihrer sind Legion. Doch Aberglaube, selbst wenn er sich unter einem christlichen Mantel verbirgt, bleibt immer heidnischer Aberglaube, von dem uns Christus freimachen will. Aber wie viele unserer Zeitgenossen, die meinten, als freie Menschen sich vor allem von Gott und jeder Religion freimachen zu müssen, seufzen unbewußt unter dem alten knechtischen Joch. Zimmer Nr. 13 im Hotel, Bett Nr. 13

im Hospital wird gefürchtet oder ist meist nur als 12 a zu finden. Selbst die entsprechende Hausnummer ist in mancher Straße durch eine andre ersetzt worden.

Auf einer Fahrt in der Tschechoslowakei saß ich einmal einer Bäuerin gegenüber, die einen Weihnachtsbaum gekauft hatte und damit nach Hause fuhr. Ich wunderte mich, was wohl die zwei kleinen Bändchen zu bedeuten hätten, die um einige Zweige geknüpft waren. Auf Befragen erhielt ich die Antwort: Das tun die Kinder, damit der Baum nicht besprochen wird und seine Nadeln lange behält.

Prof. Thilenius erzählte uns in Hamburg bei den Vorlesungen von einem Arzt auf dem Lande, der seinen Patienten, wenn sie mit vernachlässigten Wunden zu ihm kamen, zuerst immer die Frage vorlegte: Haben Sie die Wunde besprechen lassen? Dann wurden einige von den Kranken rot und sagten ja. Die andern behielten ihre Farbe und sagten ja; aber ja sagten sie alle!

Während der Kriegsgefangenschaft in Ägypten betätigte ich mich als Zahnarzt und untersuchte eines Tages einen Mitgefangenen, der die Religion oft verspottet und sich mit seinem Freidenkertum gebrüstet hatte. Ohne an irgendetwas Schlimmes zu denken, teilte ich ihm das Ergebnis der Untersuchung mit: dreizehn schadhafte Zähne. Am folgenden Tage sollte er zur Behandlung kommen. Doch der Freidenker bat mich, seine Zähne nochmals zu untersuchen, es würde sich wohl noch ein vierzehnter finden; denn mit der Zahl dreizehn habe er kein Glück. Außerdem könne er am nächsten Tage, einem Freitag, nicht gut zur Behandlung erscheinen, dieser sei nämlich ein Unglückstag! Da dachte ich an die Worte Christi: „Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht. So euch nun der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei.“ Denn:

„Glaube, dem die Tür versagt,
Steigt als Aberglaub‘ durchs Fenster.
Wenn die Götter ihr verjagt,
Kommen die Gespenster.“



Aufn. Comini

Abessinischer Zauberer

Wie wahr hat doch Petrus laut Apg. 4, 12 geredet: „Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darin wir sollen selig werden.“

Diese Seligkeit besteht darin, daß Christus das Joch, das uns der Teufel aufgelegt, zerbrechen will, wie es schon Jesaja (Kap. 9) so wundervoll mit besonderer Bezugnahme auf die Heiden geweissagt hat, indem er schreibt:

„Das Volk, das im Finstern wandelt,
sieht ein großes Licht,
und über die da wohnen im finstern Lande,
Scheint es hell.
Du machst des Volkes viel,
du machst groß seine Freude.
Vor dir wird man sich freuen,
wie man sich freut in der Ernte,
wie man fröhlich ist, wenn man Beute austeilt.
Denn du hast das Joch ihrer Last
und die Rute ihrer Schulter
und den Stecken ihres Treibers
zerbrochen!“

Wenn wir auch, ob weiß oder schwarz, alle unter dem gleichen Juche seufzen oder geseufzt haben, so wollen wir uns doch in diesem Büchlein vorzugsweise mit den Heiden in Afrika, die „im Finstern wandeln“, beschäftigen und sehen, wie ihnen Christus Licht und Freiheit gebracht und ihr Joch zerbrochen hat. Aber immer sollten wir unser Wahlwort vor Augen behalten: „Es ist hier kein Unterschied!“ Ohne Christus müssen wir das gleiche Joch tragen wie die „primitiven“ Völker, sind genau so wie sie Sklaven der Furcht und des Aberglaubens und haben durchaus kein Recht, sie zu verlachen. Zivilisation und Kultur mögen unsren Blick dafür etwas getrübt haben. Aber wenn man immer wieder die gleichen Vorgänge, die man an dem Neger bespöttelt, hier beobachten kann; wenn man sieht, wie selbst die Gebildeten in den Großstädten allerlei Talismane tragen; wenn man in den modernsten Zeitschriften Anzeigen liest.



Der Medizinmann beschwört das Wetter

laut denen man sich für 2.75 Mark oder auch 50 Pfennige die Kenntnis der geheimsten Sympathie- und Zaubermittel verschaffen kann, und dergleichen mehr; wenn die Wahrsager und andere Orakelmänner und -frauen sich mit großen Lettern in den Tageszeitungen einem nur zu gläubigen Publikum anpreisen, dann ist man vielleicht eher geneigt, die Warnung zu beachten, die uns der Negerphilosoph in seinem Sprichwort zuruft: „Der Affe belacht nur deshalb den Buckel seiner Genossen, weil er den eigenen nicht sieht!“

„Der Kulturmensch lächelt drob,
Daß der Wilde Fetische verehrt,
Klänge es nicht ein wenig grob,
Sagt‘ ich, daß auch er sie schwer entbehrt!
Ist es doch zuweilen zum Entsetzen,
Welchen Kult er treibt mit selbstgeschaffnen Götzen.“



Zweites Kapitel

Welche Wendung durch Gottes Fügung!



Früher war Amerika das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Man kann wohl sagen, daß wir heute fast in einer Zeit der unbegrenzten Möglichkeiten leben. Die menschliche Erkenntnis hat sich in wunderbarer Weise gemehrt. Die Entwicklung der Technik hat einen Verlauf genommen, der uns mit Bewunderung und Freude erfüllt. Wenn noch vor wenigen Jahrzehnten jemand ernstlich davon gesprochen hätte, daß man mit schweren Motoren und Flugzeugen in der Luft die tollkühnsten Sturzflüge würde ausführen können, den hätte man als unwissenschaftlich denkenden Menschen verachtet. Wer hätte es gewagt, nachdem die Wissenschaft die Wellentheorie des Lichtes aufgestellt hatte, von Lichtstrahlen zu sprechen, die durch undurchsichtige Körper hindurch fotografieren? Wer hätte es auf Grund der bis dahin erkannten Gesetze wohl unternehmen wollen, auch nur die Möglichkeit einer solchen Vervollkommenung des lenkbaren Luftschiffes, der drahtlosen Telegraphie und Telefonie darzulegen, wie wir sie heute alle mit unsern

Augen sehen dürfen? In der Tat: Welche Wendung durch Gottes Fügung!

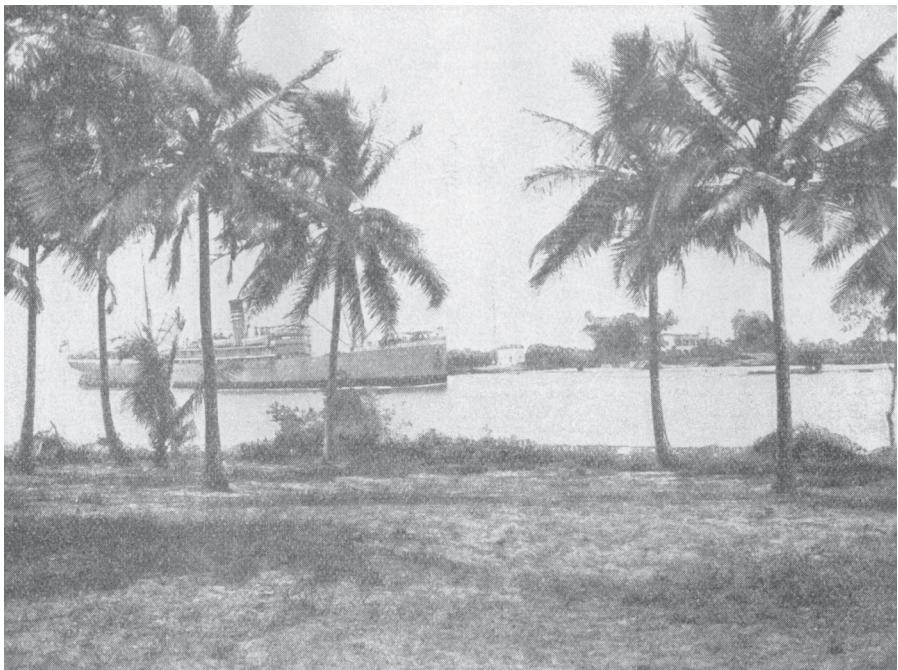
Es ist nun kein Zufall, daß diese Entdeckungen und Erfindungen gerade in eine Zeit fallen, die wir auf Grund unserer Erkenntnis der biblischen Prophezeiungen als die letzte bezeichnen. In dem Buche des Propheten Daniel (Kap. 12, 4, Grundtext) lesen wir: „Die Menschen werden hin und her laufen, und die Erkenntnis wird sich mehren.“ Das Kapitel spricht ausdrücklich von der letzten Zeit. Gott hat ein besonderes Interesse daran, daß in diesen Tagen nicht nur den Menschen im Allgemeinen, aber seinen Kindern und Boten im Besonderen die Möglichkeit gegeben wird, schnell „hin und her zu laufen“, hat er ihnen doch nach Offb. 14, 6 ein Evangelium anvertraut, das durch den Himmel fliegen soll. Auch Christus weist nach Matth. 24, 14 auf diese Zeit als auf eine solche hin, in der sich seine Kinder die Missionierung der ganzen Welt zum Ziel setzen werden, wenn er spricht: „Und es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker, und dann wird das Ende kommen.“

Nur in Verbindung mit diesem hohen und gottgewollten Ziele bleiben wir vor dem trotz des großartigen äußersten Aufschwungs überall sichtbaren inneren Niedergang und der inneren Verarmung bewahrt. Carl Albert Lange drückt es in seinem tiefempfundenen Gedicht: „Mensch dieser Zeit“, wie folgt aus:

„Über uns hin gleich stürmenden Rossen —
Losgerissen die Zäume —
Haben die frühesten Menschheitsträume
Toll sich erfüllt uns Zeitgenossen.

Der Mensch kann fliegen,
Kann den Schlaf der Metalle beflügeln,
Ihn zügeln,
Auf wilden Libellen durch Wolken sich wiegen.

Vollendete Sprechmaschinen
Tönen ihm wider die eigenen Laute,
Das Bellen des Hundes oder das traute
Schwarmgelärme der Bienen.



Hafeneinfahrt von Daressalan

Und Krönend das ewige Wissen
Um all die Retorten, vom Wahnsinn umkauert,
Ist des Quecksilbers müdes Atom zerrissen
Endlich im Tiegel zu Gold ihm erschauert.

Und die Lunge, vom Feuer der Krankheit durchkeucht,
Verdorrt die Blume der Lippe,
Sieht er — ein Schattengerippe —
Sich prüfend im Röntgengeleucht.

Und schon hat er ahnend entdeckt
Die Äolsharfe der Atmosphäre
Und fängt sich die mystischen Wellen und weckt
Wie aus Nerven der Töne elektrische Ähre.

Und spielt aus dem schwarzen Klumpen der Kehle
Den Regenbogen des Anilin
Und voll Rose, Syringe und Mandarin
Die Orgel des Dufts in Kristall und Phiole.

Und macht aus dem einen das andre Geschlecht
Täuschend echt,
Daß lahm gealterte Ratten
In wilder Verjüngung noch einmal sich gatten.

Und Luft macht er flüssig und Eisen zu Gas
Und weckt, das im Eis zwischen Liebe und Haß
Bewußtlos nur schlief,
Das riesig nun lodernde Relativ.

Und kann er die Erden schon zwingen,
Sich wirbelnd zu Eiweiß zu raffen,

Da mag's ihm wohl auch noch gelingen,
Eine lebende Zelle zu schaffen.

Doch ob er das All auf die Filmwand reißt,
Das winzigste Nahe, das riesigste Ferne,
Das Jubeln der Zeugung, das Sterben der Sterne,
Ihn treibt nicht der Heilige Geist.

Und mag er sich drehen am eisigen Pole
Gleich prüfendem Vogel aus einsamer Mole
Oder die Lungen zu Zunder gepreßt,
Stürmen den Turm des Mount Everest. —

Der Mensch wird ärmer mit jedem Tag —
Was ist ihm ein Stein, was ist ihm ein Blatt,
Was ist ihm der Mitmenschen, der müd und matt —
Was fragt er danach!

Und wächst ihm auch höher und klarer die Stirn,
Stumpf wird sein Herz und kalt sein Hirn —
Und was er auch finden und wollen mag,
Der Mensch wird ärmer mit jedem Tag.

Drum sehnt er sich fort in kosmische Zonen
Zu Wesen, die seltsam den Mars bewohnen,
Und quält sich, das Mittel zu finden,
Mit ihnen sich kühn zu verbinden.

Aber was hofft er denn nur?
Einem freien Geschlecht der Natur
Aus unsfern drahtlos funkenden Kammern
Unsre trostlose Armut ins Ohr zu jammern?

O, säh der Verblendete doch —
Es blühen ja immer noch
Auf Erden die seligen Sphären,
Ließ er sie nur von Kindern sich lehren.

Dann käm ihm die eigene Kindheit zurück
Und das Staunen
Ums göttliche Raunen,
In Gott das Glück.“

Man hat dieses Jahrhundert mit Recht das Missionsjahrhundert genannt. Eine derartige Belebung des Missionsgedankens, wie sie sich in unsrern Tagen zeigt, hat die Christenheit noch nie gekannt. Diese gesteigerte Missionstätigkeit steht in engster Verbindung mit der in unsrern Tagen so wunderbar vermehrten Erkenntnis auf allen Gebieten des Wissens. Versetzen wir uns einen Augenblick in die Zeit vor etwa 70 Jahren. In einer rumpeligen, alten Postkutsche fuhr der Missionar, der Ostafrika zu seinem Arbeitsgebiet ersehen hatte, nach einem der Küstenhäfen seines Heimatlandes, um von da aus mit einem Segelschiff die langwierige und gefährliche Reise nach Afrika anzutreten. Das Schiff, von Wind und Wetter abhängig, brauchte Wochen und Monate, um ans Ziel zu gelangen, denn der Weg um das Kap der Guten Hoffnung herum war sehr weit. An der Küste Ostafrikas angekommen, mußte der Missionar sich wiederum oft viele Wochen Zeit nehmen, bis genügend Träger angeworben waren, die seine Lasten auf den Köpfen ins Innere tragen sollten. Viel Platz beanspruchten meistens schon solche Artikel, die als „Geld“ bzw. Tauschobjekte bei den Stämmen im Innern allein in Frage kamen. Gefährlich und langwierig war die Reise der Karawane ins Hinterland. Abermals vergingen Monate, bis der Sendbote des Evangeliums an Ort und Stelle war. Wie verlassen mußten sich dann die treuen Missionare jener Tage vorkommen — völlig abgeschnitten von der Heimat. . .